pedocs
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Hark, Sabine

Junge Lesben und Schwule. Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung

Diskurs 12 (2002) 1, S. 50-58

Quellenangabe/ Reference:
Hark, Sabine: Junge Lesben und Schwule. Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung - In: Diskurs 12 (2002) 1, S. 50-58 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-107009 - DOI: 10.25656/01:10700

https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-107009
https://doi.org/10.25656/01:10700

in Kooperation mit / in cooperation with:
Deutsches Jugendinstitut*https://www.dji.de*

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

pedocs
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

DISKURS 1/2002
ISSN 0937-9614
€ 12,–

DISKURS

Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft

Thema

Öffentliche Verantwortung und soziale Gerechtigkeit – Verhandlungen um das Gemeinwohl

Spektrum

- Mediale Großereignisse als kulturelle Sozialisation
- Die Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wissenschaft
- Junge Lesben und Schwule – zwischen Hetero-normativität und posttraditioneller Vergesellschaftung

Trends

- Die Bürgergesellschaft – auch ein Forschungsprogramm?

1/2002

Hans Lösch
Zu diesem Heft 4

Öffentliche Verantwortung und soziale Gerechtigkeit – Verhandlungen um das Gemeinwohl

Jutta Müller-Stackebrandt / Christian Lüders
Öffentliche Verantwortung und Gerechtigkeit – zwei Leitbegriffe des Elften Kinder- und Jugendberichts 6

Ingo Richter
Öffentliche Verantwortung für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen 11

Trotz allen Geredes von der »Entstaatlichung des Staates« ist daran festzuhalten, dass der Staat die öffentliche Verantwortung für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zu gewährleisten hat. Im traditionellen Sozialstaat musste der Staat das sogenannte Existenzminimum der Menschen garantieren. Öffentliche Verantwortung heißt dagegen, dass der Staat eine Selbsthilfefähigkeit sicherstellen – und schlimmstenfalls zahlen – muss.

Annemarie Gerzer-Sass
Der Beitrag der Wirtschaft zum Aufwachsen in öffentlicher Verantwortung 17

In Deutschland wird eine familienfreundliche Arbeitswelt in weiten Kreisen der Bevölkerung und der Öffentlichkeit immer noch als Teil der Sozial- und Frauenpolitik begriffen. Die Frage der Verbindung von Familie und Beruf ist aber komplexer: So geht es vor allem auch darum, wie die Rolle des Mannes aus ihrer funktional einseitigen Definition als Haupternährer und »Berufsmensch« herausgelöst werden kann. Dazu bedarf es nicht nur eines individuellen »Umerziehungsprozesses«, sondern vielmehr eines kulturellen Wandels, der vor allem auch von Unternehmen getragen werden muss.

Holger Lengfeld
Soziale Gerechtigkeit und politische Entscheidungen
Perspektiven der interdisziplinären Gerechtigkeitsforschung 24

Soziale Gerechtigkeit ist ein Begriff, der im politischen Alltag zwar häufig bemüht wird, aber leicht in den Geruch politischer Rhetorik gerät. Soziale Gerechtigkeit – mithin nichts anderes als ein schmückendes Beiwerk politischer Entscheidungen, das der Politik deshalb keinen verlässlichen Maßstab bereitstellen kann, weil ein jeder darunter etwas anderes versteht? Befunde der empirischen Gerechtigkeitsforschung lassen erkennen, dass Gerechtigkeitserwägungen durchaus zur Qualifizierung politischer Entscheidungen beitragen könnten.

Jürgen Zinnecker
Mediale Großereignisse als kulturelle Sozialisation – das Beispiel des 11. Septembers 33

Eine aktuelle Befragungsstudie des Siegener Zentrums für Kindheit-, Jugend- und Biografieforschung bietet Gelegenheit, die Verarbeitung medialer Großereignisse durch Heranwachsende mit Mitteln der empirischen Sozialforschung nachzuzeichnen. Während die Kinder und Jugendlichen befragt wurden, ereigneten sich die Terroranschläge in den USA. Wie würde sich die Stimmungslage der Kinder und Jugendlichen durch dieses Großereignis verändern, das sie fast alle live am Fernseher zu Hause verfolgt hatten?

Sigrid Metz-Göckel
Die Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wissenschaft
Etikettenschwindel oder neuer Schritt im Geschlechter- und Generationenverhältnis? 40

In den letzten Jahren hat sich in Politik und Wissenschaft eine neue Begrifflichkeit breit gemacht, die Frauen sprachlich wieder unsichtbar macht: Gender Mainstreaming. Was ist dran an der rasanten Karriere dieser Begriffsbildung – was ist Sache, was Problem, was nur Etikettenschwindel? Anhand von Befunden zweier empirischer Studien zur Umsetzung des Gender Mainstreaming werden Chancen und Gefahren dieses Konzepts abgewogen.

Sabine Hark
Junge Lesben und Schwule – zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung 50

»Ich habe nichts gegen Lesben und Schwule – solange sie mir nicht zu nahe treten, solange sie nicht öffentlich auftreten.« Unterliegen junge Lesben und Schwule dem »heimlichen« Gebot, heimlich zu bleiben? Es scheint, dass nicht so sehr die Differenz in der sexuellen Objektwahl oder vermeintlich andere sexuelle Praktiken die Ursache für die Diskriminierung von Schwulen und Lesben darstellen, sondern die unterstellte Abweichung von den akzeptierten Formen von Männlich- und Weiblichkeit.

Thomas Rauschenbach
Die Bürgergesellschaft – auch ein Forschungsprogramm?
Anmerkungen zum Projekt der Bürgergesellschaft und zum Bedarf an Forschung 59

Warum bedarf eigentlich ein so dezidiert politisches Projekt wie das der Bürgergesellschaft vermehrter Forschung? Der Hauptgrund liegt darin, dass dieses Vorhaben so anspruchsvoll ist, dass es entweder nur ständig gefordert, erwünscht, erdacht werden kann, oder aber in seinen Prämissen und seinen Effekten genauer geklärt und geprüft werden muss. Empirische Forschung kann eine Brücke sein, um auch theoretisch gehaltvoller über mögliche Chancen, Risiken und Nebenwirkungen der Bürgergesellschaft diskutieren zu können.

Sabine Hark

Junge Lesben und Schwule: Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung

Dr. Sabine Hark, Diplomsoziologin, Wissenschaftliche Assistentin im Bereich Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Universität Potsdam. Derzeit Arbeit an der Habilitation zum Thema »Diszipliniertes Geschlecht. Zu einer Soziologie umstrittener Wissensformationen« und Mitarbeit im Forschungs- und Lehrverbund der Universitäten Potsdam und Frankfurt/Oder zu »Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht«.

Neuere Buchveröffentlichungen: (Hrsg.) Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Band 3 der Lehrbuchreihe der Sektion Frauenforschung in der DGS, Opladen 2001; Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen 1999

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
Universität Potsdam
Postfach 900327
D-14439 Potsdam

Dieser Beitrag geht zurück auf eine Expertise zur sozialen und psychischen Situation lesbischer Mädchen und schwuler Jungen in Nordrhein-Westfalen, die im Rahmen des Siebten Kinder- und Jugendberichts der nordrhein-westfälischen Landesregierung angefertigt wurde.

Die Expertise hatte zum Ziel, Hypothesen und Fragen zu den Lebenslagen lesbischer und schwuler Jugendlicher zu generieren. Es liegen bisher keine größeren empirischen Studien zu den spezifischen Lebenslagen lesbischer Mädchen und schwuler Jungen vor. Junge Lesben und Schwule sind in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung, in der Sozialarbeit, Sozialpädagogik und in der Jugendhilfeplanung »unbekannte Wesen«: Homosexualität scheint eine erwachsene Erfahrung zu sein. Die Frage, wie normative Heterosexualität in unsere gesellschaftlichen Institutionen und in soziales Handeln, in Identitäten und Biografien, aber auch in die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen von Realität eingeschrieben ist und welche Implikationen dies für die Lebenslagen lesbischer und schwuler Jugendlicher hat, steht im Zentrum dieses Beitrags.

Wären Fernseh-Vorabendserien ein Seismograph gesellschaftlicher Verhältnisse, wäre es um die soziale Anerkennung von Lesben und Schwulen in Deutschland nicht so schlecht bestellt. Die Worte *lesbisch* bzw. *schwul,* die noch vor wenigen Jahren Tumulte im deutschen Bundestag auslösten, gehen Fernsehansagerinnen und Fernsehansagern heute locker von den Lippen, so als hätten sie schon immer von lesbischem und schwulem Liebesglück und -leid, von den Wünschen schwuler und

lesbischer Paare nach öffentlicher Anerkennung ihrer Bindung, von ihren Schwierigkeiten bei Adoption und Pflegschaft, von Homophobie und anti-homophober Aufklärungsarbeit in der Klasse 11b des »Marienhof«-Gymnasiums berichtet.

Auf der anderen Seite der medialen Aufmerksamkeit und politischen Normalisierung (Lebenspartnerschaftsgesetz) steht jedoch die Erfahrung von Unsichtbarkeit, ritueller Verhöhnung, sozialer Ächtung und Stigmatisierung – und das »heimliche« Gebot, heimlich zu bleiben. Eine Repräsentativbefragung der west- und ostdeutschen Bevölkerung zu Einstellungen und Werthaltungen gegenüber schwulen Männern aus dem Jahre 1991 (Bochow 1994) belegt die Unsichtbarkeit schwuler Männer: 48 % der befragten Westdeutschen und 44 % der Ostdeutschen gaben an, schwule Männer sozial nicht wahrzunehmen und nur 10 % der Westdeutschen bzw. 5 % der Ostdeutschen zählten sie zu ihrem Freundes- und Bekanntenkreis.

Eine repräsentative Befragung in NRW aus dem Jahre 1998 ergab ähnliche Werte, hier erstmals auch zum »Bekanntheitsgrad« lesbischer Frauen: Nur 6 % der Befragten gaben an, Lesben »sehr oft« zu begegnen; 14 % der Befragten konnten dagegen spontan Merkmale benennen, an denen man Lesben erkennt: »sehr männlich im Auftreten, burschikos, oft männlich gekleidet, kurze Haare, wenig geschminkt und im Verhalten Männern gegenüber häufig nicht nur abweisend, sondern fast feindselig«.

Obwohl also nur eine verschwindende Minderheit der West- wie Ostdeutschen überhaupt Schwule und Lesben zu kennen meint, glaubt sie, gut informiert über deren Lebensgewohnheiten zu sein: 46 % (West) und 37 % (Ost) stimmten in der Untersuchung von Bochow der Aussage zu, Homosexuelle seien gefährlich, weil sie oft versuchten, Jugendliche zu verführen, und immerhin noch 40 % der Westdeutschen glaubten, Homosexuelle hätten häufig Verbindung mit dem kriminellen Milieu. Dass folglich 42 % (Westdeutschland) bzw. 36 % (Ostdeutschland) der Befragten dem Statement »in ihrer Gegenwart kann einem körperlich unwohl werden« zustimmen, ist insofern wenig verwunderlich.

Das Gebot zur Heimlichkeit zeigt sich auch in den vorgeblich »positiven« Äußerungen der heterosexuellen Mehrheit über Lesben und Schwule: »Ich habe nichts gegen Lesben und Schwule – solange sie mir nicht zu nahe treten, solange sie nicht öffentlich auftreten« (vgl. Hartmann 1993, S. 47). Oft genug wählen junge Lesben und Schwule deshalb zunächst selbst den Weg in die Anonymität als eine Form der Heimlichkeit, brechen Herkunftsbindungen (Familie) und Freundschaften ab, um dann neue soziale Netze aufzubauen, mit deren Hilfe dann auch die Anknüpfung an die Herkunftsbindungen wieder möglich wird.

Das Paradox lesbischer und schwuler Erfahrung scheint so deutlich umrissen. Sie ist angesiedelt im Spannungsfeld zwischen posttraditionaler Vergesellschaftung einerseits – die Erfahrung von Individualisierung, die Freisetzung aus tradierten Vorgaben, die mehr oder minder freie Wählbarkeit von Lebensformen – und der heteronormativen Strukturierung von Lebenschancen andererseits: d. h., dass *bestimmte*, nämlich heterosexuell organisierte Lebenswege gesellschaftlich nahe gelegt und privilegiert, andere Lebensentwürfe hingegen marginalisiert werden. Obwohl es heute nur noch eine Frage des eigenen Wollens zu sein scheint, lesbisch bzw. schwul zu leben, ist es dennoch eine Lebensweise, die nicht umstandslos gebilligt wird, die vielmehr ständig auf dem Prüfstand steht, die sich erklären, rechtfertigen und um ihren legitimen Platz streiten muss. Es scheint also geboten, die These, dass lesbische und schwule Lebensformen mittlerweile ebenso frei wählbar seien wie heterosexuelle, genauer zu qualifizieren.

Zwischen Heteronormativität ...

Was aber genau meint der Begriff der Heteronormativität? Wahrigs Deutsches Wörterbuch definiert Heterosexualität als das »*normale* Empfinden für das andere Geschlecht«. Schon in den Begriff der Heterosexualität ist also die Assoziation mit »Normalität« eingewoben. Die Definition verdunkelt insofern die »Unnatürlichkeit« der Heterosexualität, d. h. ihre soziale »Natur«, ihre Abhängigkeit weniger von der anatomischen Existenz zweier Geschlechter als von der zweigeschlechtlichen Ordnung – und der Produktion von etwas, was als nicht-normal gilt. Mit anderen Worten, ohne ihre Abweichung, die Homosexualität, wäre die Heterosexualität nichts, sie braucht sie, um als das »Normale« überhaupt gelten zu können. Der Begriff der *Heteronormativität* versucht nun, Heterosexualität als Norm und als Institution sichtbar zu machen. Gezeigt werden soll, wie Heterosexualität in die soziale Textur unserer Gesellschaft eingewoben ist, ohne als Teil dieser Textur sichtbar zu sein. Denn die heterosexuell organisierte Kultur begreift sich selbst als die elementare Form menschlicher Vergemeinschaftung; sexuelle und emotionale Anziehung, so die alltagsweltliche Annahme, ist im System der Zweigeschlechtlichkeit immer schon als Heterosexualität organisiert.

Heterosexualität als gesellschaftliche Institution zu begreifen, bedeutet jedoch nicht, dass alle Frauen individuell gezwungen werden, Männer zu lieben und umgekehrt Männer Frauen. Gesellschaften funktionieren nicht nach dem Modell von Disziplinareinrichtungen, in denen eine Obrigkeitsinstanz den ihr Unterstellten befiehlt, was sie zu tun und wie sie zu leben haben. Der Begriff der Institution ermöglicht es, die Verbindung von Struktur und Handlung zu denken: Als soziale Struktur sind Institutionen der individuellen Verfügbarkeit und Reflexion entzogen, fungieren aber als Regulativ und Sinnressource so-

zialen Handelns, etwa von Selbstbildung. Zugleich werden Institutionen durch das Handeln der Individuen am Leben erhalten. Die Stabilität von Heterosexualität ist insofern nicht in ihrer scheinbaren Natürlichkeit begründet, sondern in ihrer kontinuierlich durch vielfältige normative, gesetzliche, kulturelle und soziale Regulierungen erzeugten Selbstverständlichkeit einerseits und dem individuellen »Nach-Leben« dieser Normen andererseits. Und dieses »Nach-Leben« ist schwerlich zu verweigern, denn die heteronormative und zweigeschlechtliche symbolische Ordnung ist das Medium der Verständigung über sexuelle und geschlechtliche Identität: Ein Leben »außerhalb« der beiden Geschlechter, denen eine eindeutige sexuelle Orientierung immer schon zugewiesen wird, ist nicht möglich.

... und posttraditionaler Vergesellschaftung

Von Heteronormativität als Regulierungsmechanismus für sozial legitim Lebbares und Nicht-Lebbares zu sprechen, scheint nun aktuelleren soziologischen Beschreibungen zu widersprechen. Denn in diesen Diagnosen ist immer weniger von Zwang und immer mehr von Wahlfreiheit die Rede. Seit Mitte der Achtzigerjahre sprechen SoziologInnen von einer radikalen Transformation moderner Gesellschaften. Im Gefolge weiträumiger Veränderungen und Verwerfungen sozialstruktureller Natur sei das Sozialgefüge der klassisch modernen Industriegesellschaft brüchig geworden und ein »kategorialer Wandel im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft« festzustellen. Frauen und Männer folgten immer weniger traditionalen, vorgegebenen Lebenslaufmustern, vielmehr würden sie ihre Lebensform selbst wählen. Individuelle, reflexiv getroffene Entscheidungen seien die Grundlage, auf der in der »posttraditionalen Gesellschaft« (Giddens 1996) Biografien hergestellt werden: »Die Anteile der prinzipiell entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biografie nehmen zu« (Beck 1986, S. 216). Wo sozial vorgegebene in selbst hergestellte und herzustellende Biografie transformiert wird, entstehen daher immer wieder neue Muster, Familien- und Beziehungsformen: Der schwule Single und die lesbische Familie also als Prototypen posttraditionaler Existenzweisen?

Was bedeutet diese gesellschaftstheoretische Diagnose nun für lesbische und schwule Lebensentwürfe? In einer Hinsicht ermöglicht die Erosion traditionaler Lebensstrukturierungen überhaupt erst lesbische und schwule Biografien. Nur in posttraditionalen sozialen Ordnungen, in denen eine Heterogenität von Lebensentwürfen als Denkmöglichkeit existiert, können überhaupt verschiedene Lebensentwürfe realisiert werden. Nur in Gesellschaften, die individuell organisierte ökonomische Existenzsicherungen qua Bildung und Beruf kennen, können Biografien jenseits familialer Subsistenz und Ordnung entstehen. Nur Gesellschaften, in denen anonyme soziale Räume existieren, sind subkulturelle Milieus – lesbische und schwule Subkulturen – möglich, in denen individuelle Erfahrungen kollektiv eingebunden und reflektiert werden können.

In traditionalen oder »paradigmatischen sozialen Ordnungen« (Simon 1990, S. 106) dagegen wurde die Kontinuität des Selbst durch die Kontinuitäten der sozialen Ordnung gestützt, wenn nicht gar erzwungen. In solchen Welten können es sich nur wenige vorstellen, anders zu sein, als sie sein sollen. Im Unterschied dazu werden Integration und Zusammenhalt des Selbst in großen, heterogenen, komplexen und sich wandelnden posttraditionalen Welten ebenso problematisch wie die Vergangenheit, die fortlaufend aus unterschiedlichen Erfahrungskontexten in den Blick genommen wird und daher ständiger Revision unterliegt. Die Frage *»wer bin ich?«* ist insofern nicht nur eine spezifisch moderne Frage, sie ist zudem niemals abschließend zu beantworten.

So wenig aber individuelle, reflexiv strukturierte Entscheidungsmöglichkeiten, die als Chance und zugleich als Zwang erlebt werden können, gleich verteilt sind hinsichtlich Geschlecht, Sexualität, Nationalität oder sozialer Herkunft, so unterschiedlich ausgeprägt ist auch die »Kompetenz«, mit kontingenten Lebensbedingungen umzugehen: Obwohl den Einzelnen permanent Prozesse der Selbstkonstruktion abverlangt werden, fehlen oft die Ressourcen, genau diese Konstruktionsleistungen erbringen zu können. Posttraditionale Welten mit ihrem starken Leitbild des »expressiven Selbst«, das unter Zuhilfenahme verschiedenster Ressourcen – Medien, Popkultur, primäre (Familien) und sekundäre (Schule und Peer-Gruppen) Sozialisationsinstanzen, populärwissenschaftliche und politische Diskurse ebenso wie therapeutische und bera-

tende Institutionen – gestaltet werden soll, bürdet jungen Lesben und Schwulen insofern einen spezifischen Konflikt auf: Dem allenthalben wiederholten – dadurch aber nicht wahrer werdenden – Credo, inzwischen sei Homosexualität doch ganz normal, steht die Erfahrung von sozialer Ächtung und die Forderung nach Heimlichkeit gegenüber. Der Anforderung, ganz »sie selbst« zu sein und dies auch auszudrücken, steht die Forderung gegenüber, die eigenen Gefühle zu verbergen.

Darüber hinaus verlangen unterschiedliche soziale Welten mit ihren je eigenen Verhaltensmustern von den Individuen soziale Kompetenzen, um in diesen verschiedenen Welten bestehen zu können. Besonders für junge Lesben und Schwule bedeutet das, soziale Kompetenzen in radikal verschiedenen sozialen Welten entwickeln zu müssen – Kompetenzen, deren Erkundung und Erlernung ihnen in der Regel individuell aufgebürdet wird: In den heteronormativ strukturieren Lebenswelten von Schule, Familie und der Gruppen der Gleichaltrigen ist es ihre Aufgabe, *Stigma-Management* (Goffman 1967) auch für die anderen zu betreiben, das heißt z. B. Plausibilitäten für ihr »Anderssein« zu generieren, es nicht anzusprechen, wo es »unangemessen« scheint, sich zu verstecken, damit andere sich nicht unwohl fühlen. Aber auch in den lesbischen und schwulen Subkulturen, die meist wenig eingestellt sind auf die Interessen und Bedürfnisse von Jugendlichen, gilt es, individuell und auf sich gestellt zu erproben, was es heißt lesbisch oder schwul zu leben.

Neue Chancen – alte Zwänge?

Posttraditionale Gesellschaften mit ihren Individualisierungsprozessen scheinen also – in der Ambivalenz von Chance und Zwang – im Hinblick auf Lebensentwürfe ein Mehr an Handlungsoptionen und an Wahlfreiheit zu bieten. Wo Traditionen stetig an Einfluss verlieren und Lebensgestaltung zunehmend in die Hände der Individuen gelegt wird, werden soziale Wirklichkeiten kontingent, sind so, aber auch anders denk- und lebbar. Wo soziale Räume sich vervielfältigen, entstehen Chancen, Wünsche in Lebensformen zu gießen, die in von Traditionen geprägten Ordnungen allenfalls wünsch-, aber keinesfalls lebbar waren. Das würde bedeuten, dass das Feld möglicher Lebensformen für gleichgeschlechtliches Begehren größer und transparenter geworden ist und es auch für Mädchen und Jungen heute leichter denn je ist, einen lesbischen bzw. schwulen Lebensentwurf ohne Angst vor Stigmatisierung und Diskriminierung zu realisieren.

Dieser Einschätzung stehen die Befunde verschiedener Befragungen zur Suizidhäufigkeit von Jugendlichen entgegen. Eine Expertise des Sozial- und Gesundheitsministeriums der USA von 1989 stellt fest, dass die statistische Wahrscheinlichkeit der Suizidgefährdung bei lesbischen und schwulen Jugendlichen zwei- bis dreimal so hoch anzusetzen ist wie bei heterosexuellen Jugendlichen. Darüber hinaus sei davon auszugehen, dass ca. 30 % aller Suizidopfer lesbische und schwule Jugendliche sind. Eine Studie des Fachbereichs Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in der Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport von 1999 weist eine Zahl von 18 % aller befragten jungen Schwulen aus, die bereits einen oder mehrere Suizidversuche hinter sich haben. Andere Statistiken aus den USA weisen ähnliche Trends auf: So liegt etwa der Anteil an obdachlosen Jugendlichen, die aufgrund ihrer schwulen bzw. lesbischen Orientierung aus dem Elternhaus geworfen wurden oder so misshandelt wurden, dass sie das Elternhaus verlassen mussten, bei 35 %.

Auch einige deutsche Repräsentativbefragungen liefern Hinweise, wie komplex die Frage der Akzeptanz lesbischer und schwuler Lebensweisen ist. So vertraten etwa in einer Repräsentativbefragung der GEW von 1992 31 % der 36- bis 45-Jährigen die Meinung, dass Homosexuelle im Schuldienst nichts zu suchen hätten. Und in der Studie von Glück / Scholten / Strötges (1990) zur Sexualerziehung in Nordrhein-Westfalen stimmten immerhin 57 % aller befragten LehrerInnen und 74 % aller Eltern folgender Aussage zu: »Ich fände es schlimm, wenn meine Tochter oder mein Sohn homosexuell wäre.«

Auch hier zeigt sich, was bereits als komplexes Gewebe aus manifest geäußerter Toleranz und latent beharrlicher Abwehr skizziert wurde: Solange Lesben und Schwule nicht in mein eigenes Leben vordringen, finde ich »dass sie Menschen sind wie andere auch«.

Der Lackmustest für die bedingungslose Akzeptanz von Lesben und Schwulen aber sind die Wünsche und Träume, die Eltern für ihre eigenen Kinder hegen. Hier ist die Scheidelinie. Dass die eigenen Kinder sich für ein lesbisches oder schwules Leben entscheiden, ist selbst für Eltern, die sich für liberal oder alternativ halten, nur schwer zu akzeptieren – und sei es in der verquer geäußerten Form, dass man dem eigenen Kind ein »solch schweres Leben« doch gerne ersparen würde.

Homophobe Praxen können mithin nicht als vormoderne Relikte verstanden werden, sondern als moderne Strategien zur Herstellung sozialer und symbolischer Ungleichheit, mit der die asymmetrisch organisierte zweigeschlechtliche Ordnung reproduziert wird. Sie werden solange nicht verschwinden, wie die Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter relevant ist in der Verteilung von politischen, ökonomischen und sozialen Chancen und Ressourcen.

Von einer angst- und stigmatisierungsfreien Realisierung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen kann also nicht ausgegangen werden. Positive und unterstützende Bilder von Lesben und Schwulen sind nach wie vor selten. In der Ausbildung von LehrerInnen, SozialpädagogInnen und SozialarbeiterInnen etwa finden lesbische und schwule Lebensweisen kaum Berücksichtigung und antihomo-

phobe Aufklärung ist noch kaum Bestandteil von Lehrplänen gleich welcher Schulart. Abgesehen von wenigen, in der Regel selbstorganisierten Lesben- und Schwulenprojekten in Städten, die Information, Beratung und Betreuung für lesbische und schwule Jugendliche anbieten, sind lesbische Mädchen und schwule Jungen in ihrem Coming-out weitgehend auf sich selbst verwiesen. Lesbisch-schwule Jugendgruppen oder ähnliche Selbsthilfeangebote existieren bisher nur für eine kleine Zahl lesbischer und schwuler Jugendlicher. Ländliche Regionen bieten eine solche Infrastruktur kaum. Aber auch in Städten, in denen solche Angebote existieren, ist der Zugang durch Geschlecht, ethnische Herkunft, soziale Schicht und Milieu reguliert, abhängig davon, in welchem Stadtteil sich die Einrichtung befindet, ob das Angebot in einer Weise formuliert ist, dass sich Mädchen und Jungen angesprochen fühlen, ob es ein Angebot ist, dass sich auch an MigrantInnen verschiedenster Herkunft richtet, ob es ein Projekt der Lesben- und Schwulenbewegung ist oder ob es sich um eine Gruppe in einem gemischten Jugendzentrum handelt. So werden z. B. allgemeine sexualpädagogische oder Familienberatungsstellen von jungen Lesben und Schwulen kaum in Anspruch genommen, da die Jugendlichen die Erwartung haben, dass es keine Unterstützung für sie gibt und sie insofern erst gar nicht danach fragen. Beispielsweise antworteten in der Studie von Klein/Schütz (1996) mehrere Mädchen folgendermaßen: »Ich hatte noch nicht einmal die Idee, dass ich Unterstützung erwarten könnte, oder dass ich eventuell sogar ein Recht darauf haben könnte« (vgl. ebd., S. 38).

Neben der Ablehnung bzw. bestenfalls gleichgültigen Toleranz ihrer Eltern oder anderer außerfamiliärer Bezugspersonen sind junge Lesben und Schwule darüber hinaus auch oft genug mit Ablehnung und Entwertung ihrer Gefühle durch Gleichaltrige konfrontiert. Isolation, Verlust der Unterstützung durch Herkunftsfamilie sowie Freunde und Freundinnen und die Ignoranz staatlicher Institutionen wie Schule und Jugendämter sind daher Erfahrungen, mit denen lesbisch bzw. schwul werdende Jugendliche nicht selten konfrontiert sind. Junge Lesben und Schwule wählen deshalb sehr genau aus, wem sie sich wann offenbaren. Meist erfolgt das Coming-out erst nach einer unter Umständen Jahre dauernden Phase sorgfältigen sozialen *Screenings*, in der sie versuchen herauszufinden, welche Reaktionen zu erwarten sind. Wenden wir uns vor diesem Hintergrund daher genauer der Frage zu, wie die sozialen Praxen und Kontexte beschaffen sind, durch die und in denen lesbisch bzw. schwul werdende Jugendliche ihr Selbst bilden.

Praxen der Selbst-Bildung: Coming-out

Jedes Mädchen, das ein lesbisches und jeder Junge, der ein schwules Selbst-Verständnis entwickelt, erfährt, dass Stigmatisierung nicht allein mit einer als abweichend geltenden Sexualität verbunden ist, sondern auch mit Geschlechterbildern und -rollen, mit Familie, mit Gewalt und sozialer Ächtung, mit Intimität und Öffentlichkeit, mit Vertrauen und nicht zuletzt mit tief in der Kultur verankerten Normen über Körper, über Begehren, über Schönheit, darüber, welche Körper als begehrenswert gelten und wie darüber Selbstachtung und Selbstwert entwickelt bzw. verweigert wird. Coming-out-Prozesse sind insofern nicht reduzierbar auf Prozesse der Gewahrwerdung individueller lesbischer Gefühle; *Coming-out* ist vielmehr mit Helga Bilden (1991) zu verstehen als ein *komplexer Prozess der Selbst-Bildung in sozialen Praktiken.* Jugend ist dabei als eine eigenständige Lebensphase zu begreifen, in der die von Jugendlichen zu bewältigenden Lebensaufgaben, wie Ablösung vom Elternhaus, Lebens- und Berufsplanung, aber auch geschlechtliche und sexuelle Identitätsentwicklung, d. h. Praxen, mit denen Jugendliche sich im System von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität verorten, im Vordergrund stehen. In Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Stereotypen, den Erwartungen der Eltern an den Lebensverlauf ihrer Kinder, den Reaktionen der Freunde und Freundinnen, mit den Bildern und Erwartungen innerhalb der lesbischen bzw. schwulen Subkultur und den eigenen Wünschen und Bedürfnissen entwickeln die Jugendlichen ihr Bild von sich selbst.

Mädchen und Jungen, die lesbisch bzw. schwul werden (wollen), sind hier vor eine Vielzahl komplexer Aufgaben gestellt, die sie zwar mit ihren heterosexuellen AltersgenossInnen teilen, aber unter gänzlich verschiedenen Vorzeichen:

- Entwicklung einer Vorstellung von ihrem Selbst in einer Welt, die ausschließlich heterosexuell zu sein scheint;
- Entwicklung von Selbstwert in einer Kultur, die Lesben und Schwule verhöhnt;
- soziale Verortung und Aufbau eltern- und familienunabhängiger sozialer Netze in der generell prekären Lebensphase der Adoleszenz, die lesbisch bzw. schwul werdenden Jugendlichen die Aufgabe aufbürdet, gleichsam aus der Anonymität heraus zu entscheiden, wo und wann ein Coming-out gewagt werden kann.

Eltern ebenso wie öffentliche Institutionen sind in der Regel nicht darauf vorbereitet, lesbische Mädchen und schwule Jungen in diesem Prozess zu unterstützen und zu begleiten. Überforderung und Abwehr sind offensichtliche Reaktionen; oft werden die Jugendlichen jedoch in der Unsichtbarkeit bleiben, da sie bereits erwarten, dass ihnen keine Unterstützung zuteil wird.

Auch in den gemischten Gruppen der Gleichaltrigen finden sie wenig Unterstützung. Zwar wagen die Jugendlichen hier eher ein Coming-out als bei den Eltern, aber auch bei den Freunden und Freundinnen wird es in vielen Fällen zunächst lange verschwiegen. So berichtet Anne Kersten (1996) aus der von ihr in niederländischen Schu-

len durchgeführten Studie, dass zwar 73 % der befragten SchülerInnen befürworteten, Homosexualität offen in der Schule zu behandeln; die emotionalen Reaktionen der SchülerInnen sprächen jedoch eine deutlich andere Sprache: 38 % sagen, es sei ihnen unangenehm, wenn ein Klassenkamerad bzw. eine Klassenkameradin andeuten würde, lesbisch bzw. schwul zu sein. Ebenfalls 38 % reagierten ablehnend, wenn zwei Personen desselben Geschlechts sich küssen (Jungen 49 % / Mädchen 28 %). Sie berichten, dies verärgere sie und mache sie aggressiv. Ein Drittel gab darüber hinaus an, sich von lesbischen oder schwulen MitschülerInnen sexuell bedroht zu fühlen. Hier dominiert vor allem die Angst um den eigenen Ruf: 57 % stimmten der Behauptung zu »Wenn man mit so einem Klassenkameraden Umgang hat, werden die anderen glauben, du bist selbst so einer« (Jungen 64 % / Mädchen 50 %; Kersten 1996, S. 10).

Dementsprechend sehen die Strategien *intendierten* sozialen Verhaltens aus: Fast die Hälfte der befragten niederländischen Schüler (47 %) neigen zu sozialer Distanz gegenüber lesbischen und schwulen MitschülerInnen. Sollten ein Freund oder eine Freundin ihnen mitteilen, schwul oder lesbisch zu sein, waren nur 22 % der Mädchen und 12 % der Jungen bereit, unbedingt für den Freund, die Freundin einzutreten (ebd., S. 11).

LehrerInnen und JugendarbeiterInnen gehen mit dieser und anderen Formen homophober sozialer Ächtung durch Gleichaltrige in den Jugendgruppen und Schulklassen oft nicht um. Es fehlt das Bewusstsein über homophob motivierte, verbale wie physische, soziale wie individuelle Gewalt, bzw. diese Haltungen spiegeln ihre eigenen Stereotypen wider. Insofern haben sie womöglich eher Verständnis für die heterosexuellen Jugendlichen als für die verletzbaren lesbischen und schwulen Jugendlichen.

Der biografische Abschnitt, in welchem die Eltern davon erfahren, fällt in die ohnehin kritische Umbruchphase der psychischen Loslösung vom Elternhaus, der Erstetablierung in beruflichen und selbständig geschaffenen sozialen Bezugsfeldern sowie der emotional motivierten Entscheidungen im Hinblick auf mögliche Partnerschaftsformen und Lebensweisen. Das ökonomische Abhängigkeitsverhältnis von den Eltern ist in dieser Phase teilweise noch gegeben; das heißt, auch das Risiko, ökonomische Unterstützung zu verlieren, wird bei der Entscheidung für oder gegen ein Coming-out mitkalkuliert.

Dabei ist gerade das Bedürfnis, sich Personen mitzuteilen, denen gegenüber ein Vertrauens-, aber auch ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, meist sehr groß. In der Studie von Klein und Schütz (1996) hatte keines der befragten lesbischen Mädchen als erstes die Eltern oder auch andere Autoritäten wie Lehrer und Lehrerinnen informiert. Die meisten jungen Lesben vertrauten sich zunächst ihren besten Freundinnen und Freunden an. Meist wird versucht, zunächst die Einstellungen der Eltern zu Homosexualität allgemein zu erfragen und dann entschieden, ob man sich den Eltern anvertraut. Denn ein lesbisches oder schwules Leben entspricht in den wenigsten Fällen den Erwartungen, die Eltern für ihre Kinder hegen.

Diese Enttäuschung lassen Eltern ihre lesbisch bzw. schwul werdenden Kinder allzu oft deutlich spüren und bürden den Kindern die psychische Arbeit auf, das familiäre Klima wieder herzustellen.

Viele Jugendliche, die sich dieser Aufgabe nicht gewachsen sehen – und es gibt wenig, was sie dafür qualifiziert, bzw. Einrichtungen oder Personen, die sie darin unterstützen würden –, entscheiden sich daher eher dafür, es den Eltern nicht mitzuteilen, bzw. warten, bis sie sich ein eigenes Leben in lesbischen bzw. schwulen Kontexten aufgebaut haben, bevor sie ein Coming-out gegenüber den Eltern wagen.

Im Unterschied zu ihren heterosexuell orientierten *peers* glauben lesbische und schwule Jugendliche also, zunächst ihr Umfeld prüfen und herausfinden zu müssen, ob sie auf Abwertungen, Vorurteile, Aggression und Gewalt stoßen werden, wenn sie sich als lesbisch oder schwul zu erkennen geben. Die Ergebnisse von Kersten zeigen, dass sie damit auch nicht ganz falsch liegen. Selbst wenn die Jugendlichen im tatsächlich eintretenden Fall, dass eine Freundin ihnen mitteilt, lesbisch zu sein, sich nicht distanzierend, sondern unterstüzend verhalten werden, werden sich alle lesbisch werdenden Mädchen zunächst daran orientieren, dass sie die Unterstützung und Freundschaft ihrer KameradInnen verlieren werden und insofern ihre Gefühle eher verbergen.

Andererseits weisen Klein und Schütz darauf hin, dass diejenigen lesbischen Mädchen in ihrer Studie eine hohe Absicherung ihrer eigenen Empfindungen erlebten, wenn PädagogInnen mit Fragen gleichgeschlechtlicher Liebe umzugehen wussten oder wenn die angesprochenen Pädagoginnen selbst offen lesbisch lebten (ebd., S. 29).

Lesbische und schwule Jugendliche müssen also die subtile Stigmatisierung, die sie in der Regel im Zusammenhang mit Homosexualität erfahren haben, austarieren und versuchen, diesen Erfahrungen zum Trotz ein positives Selbstbild zu entwickeln. Auch wenn Einzelne, nachdem sie ein Coming-out gewagt haben, bei ihren Eltern und FreundInnen Akzeptanz und Unterstützung erleben, so machen doch wohl alle die Erfahrung extremer Verunsicherung *vor* dem Coming-out. Die negativen Bilder, die es von Lesben und Schwulen gibt, und mit denen alle in unserer Gesellschaft konfrontiert sind, bestimmen in dieser Zeit die Selbstwahrnehmung lesbisch und schwul werdender Jugendlicher. Oftmals halten sie ihre Gefühle daher versteckt, um nicht verhöhnt oder lächerlich gemacht zu werden. Weder Eltern noch FreundInnen erfahren unmittelbar, was sie bewegt; der Austausch in den Peer-Gruppen über Jungen und Mädchen, über sexuelle bzw. erotische Fantasien und Regungen, über den ersten Freund, die erste Freundin sind Kommunikationserfahrungen, aus denen sie ausgeschlossen sind bzw. an denen sie nur unter Verheimlichung ihrer tatsächlichen Empfindungen und Wünsche teilnehmen können. Oft leben sie daher eine Art »Doppelleben«, erfinden heterosexuelle Kontakte und Beziehungen zum anderen Geschlecht, um »dabei« zu sein. Die Isolation ist dadurch nicht aufgehoben, im Gegenteil, sie verschärft sich. Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl, wichtige Voraussetzungen für psychisches und körperliches Wohlergehen, sind so nur schwer zu entwickeln.

Peers und Peer-Gruppen sowie die Entwicklung gemeinsamer Lebensstile und Orientierungen der Jugendlichen gegen bzw. neben den von Eltern und anderen Sozialisationsinstanzen angebotenen Orientierungen spielen also eine entscheidende Rolle in der Selbst-Bildung. Die Jugendforschung verhandelt das in der Regel unter positiven Vorzeichen: Gleichaltrigengruppen böten Jugendlichen die Chance, sich »unter Gleichen« in »gleichen Räumen« zu entwickeln. Denn mit den Gleichaltrigen sprächen sie die »gleiche Sprache« und teilten die »gleichen Probleme«.

Zu wenig wird hier allerdings in Rechnung gestellt, dass die Jugendlichen in einem durch Geschlecht und institutionalisierte Heterosexualität (neben ethnisch-kultureller und sozialer Herkunft) hierarchisch strukturierten sozialen Raum agieren, dass sie nur aus der Sicht der Erwachsenen als untereinander »gleichberechtigt« erscheinen und aufgrund dieser hierarchischen Unterschiede wechselseitig auch verletzungsmächtig bzw. verletzbar sind.

Auf diese Dimension der Verletzungsmächtigkeit und Verletzungsoffenheit hat Heinrich Popitz (1986) hingewiesen. Er erinnert an die prinzipielle, »permanente Verletzbarkeit des Menschen durch Handlungen anderer« (S. 68 f.). Wer aber verletzbar ist, und wer die Macht hat zu verletzen, rekurriert auf sozial hergestellte Differenzierungen insbesondere qua Geschlecht, Sexualität und Ethnizität, die in sozialen Praktiken immer wieder neu produziert werden und die auch innerhalb der jugendlichen Peer-Gruppen hergestellt werden. Verletzungsmächtig sind hier diejenigen, die den von den Jugendlichen – gemäß der gesellschaftlich vorgegebenen – geschaffenen Normen und Leitbildern entsprechen (können), verletzbar

diejenigen, die diese Normen nicht erfüllen können oder wollen – unabhängig davon, ob sie *tatsächlich* z.B. erotische Bedürfnisse für das je eigene Geschlecht empfinden bzw. äußern – bzw. diejenigen, die zur *personifizierten Abweichung* gemacht werden.

Homophobe Beschimpfungen und Beschämungen, in Jungengruppen eher explizit agiert – verbal und in Form physischer Gewalt –, in Mädchengruppen eher implizit – in Form subtil entwertender Äußerungen und der Selbstüberwachung im Hinblick auf die Hinwendung zu Jungen und Männern –, sind insofern nicht Relikte überkommener traditioneller Vorurteile gegenüber Homosexualität, sondern spezifisch moderne Verarbeitungsformen gesellschaftlicher Konflikte. Sie sind eine Strategie von Jungen und Mädchen, sich im System der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit zu situieren und um sicherzustellen, dass sie selbst der geforderten oder imaginierten Norm entsprechen. Beschämungen werden daher eingesetzt, um eine Grenze zu ziehen zwischen »uns« und »denen«, zwischen »richtiger« Männlich- und Weiblichkeit einerseits und Abweichung andererseits. Sie stellen auf symbolische und machtvolle Art und Weise her, wer in den Gruppen verletzbar und wer verletzungsmächtig ist.

Die ritualisierten homophoben Verhöhnungen und Beschimpfungen sind insofern als performative Handlungen zu verstehen, sie machen – in ihrer isolierenden Absicht und Tendenz – die als »Schwuler« oder »Lesbe« Bezeichneten zu dem, als was sie bezeichnet werden, unabhängig davon, ob die betroffenen Jugendlichen sich selbst so definieren. Die eigene Unsicherheit derjenigen, die die Beschimpfung aussprechen, womöglich kein richtiger Junge, kein richtiges Mädchen zu sein, scheint damit erfolgreich abgewehrt. Die als *Externalisierung* beschreibbare kulturelle Problemlösungsstrategie dient also in den sozialen Interaktionen der Jugendlichen dazu, die allgegenwärtige heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit zu plausibilisieren, und sich selbst sicher innerhalb dieser Ordnung zu platzieren.

Jungen und Mädchen unter sich disziplinieren sich mithin im Hinblick auf heterosexuelle Männlich- und Weiblichkeit, bringen sich jeweils bei, was es heißt, ein »richtiger Junge«, ein »richtiges Mädchen« zu sein. Zur Konstitution von Männlichkeit gehört dabei nicht nur das Erlernen von Dominanz gegenüber den Mädchen, sondern auch die Abwertung von Homosexualität. In den Mädchengruppen läuft die Peer-Disziplinierung zu angemessener Weiblichkeit vor allem über subtile Entwertungen lesbischer Orientierungen und die Überwachung des Gebots der Hinwendung zu den Jungen, denn diese indiziert letztlich den Erfolg »richtiger« jugendlicher Weiblichkeit. Die Mädchen brauchen die Beziehungen zu den Jungen, um etwas zu gelten, um attraktiv und weiblich zu sein, wie es das heterosexuelle System vorsieht.

Die eher implizite und subtile Entwertung und Verwerfung lesbischen Begehrens durch Mädchen ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Sie dient auch in den Mädchengruppen zur tatsächlichen und imaginären Grenzziehung. Mädchen sind insofern nicht nur Reagierende, abhängig von männlicher Anerkennung, sondern selbst Akteurinnen, die sich gegenseitig in Weiblichkeit disziplinieren und lesbische oder lesbisch werdende Mädchen sozial sanktionieren und isolieren.

Die in Mädchengruppen eingesetzten komplexen Strategien vermeintlicher sozialer Anerkennung lesbischer Mädchen und Frauen einerseits und die entschiedene Behauptung, persönlich nichts damit zu tun zu haben bzw. nichts damit anfangen zu können, erfüllen letztlich die gleiche Funktion wie die eher expliziten rituellen Verhöhnungen in Form von Witzen und verächtlichen Beschimpfungen auf Seiten der Jungen. Eindeutig kann eine sich dadurch auf der »richtigen« Seite, nämlich der Seite heterosexueller Weiblichkeit verorten.

Das Handeln von Mädchen ist also keineswegs eindimensional zu verstehen. Sie erfüllen in dieser zweischichtigen Strategie einerseits die weibliche Norm sozialer Empathie, finden gleichzeitig jedoch einen Weg, das »lesbische Andere« abzuwerten und auszugrenzen, ohne die Norm weiblicher Empathie zu verletzen. Die »permanente Verletzbarkeit des Menschen durch Handlungen anderer« ist also nicht eine Frage offensichtlicher verbaler oder physischer Gewalttätigkeiten; Verletzungen sind auch die subtilen Entwertungen, die unter der Maske sozialer Toleranz und Anteilnahme formuliert werden.

Offensichtlich muss von den Jugendlichen also ein großes Maß an Unsicherheit und Ängsten im Zusammenhang mit der Entwicklung geschlechtlicher Identität abgearbeitet werden. Es scheint daher nahe liegend, dass nicht die Differenz in der sexuellen Objektwahl oder vermeintlich andere sexuelle Praktiken die Ursache für die Diskriminierung von Schwulen und Lesben darstellen, sondern die unterstellte Abweichung von den akzeptierten Formen von Männlich- und Weiblichkeit. Nicht die vermeintlich andere Sexualität, sondern der unterstellte Bruch mit der vorgeschriebenen Geschlechtsidentität macht Angst. Diesen Ängsten und Unsicherheiten sind die (heterosexuell werdenden) Jugendlichen allerdings nicht hilflos ausgeliefert. Im Gegenteil: Sie greifen auf etablierte Praktiken sozialer Entwertung – explizite Verhöhnungen, subtile Entwertungen – zurück, um ihre eigene heterosexuelle männliche bzw. weibliche Positionierung abzusichern. Für lesbische bzw. schwul werdende Jugendliche gibt es diese Chance eher nicht. Sie sind vor die ungleich komplexere Aufgabe gestellt, aus der Position der Verwerfung und Entwertung ein positives Selbst zu entwerfen.

Literatur

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main 1986

Bilden, Helga: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus / Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Basel 1991, S. 279–301

Bochow, Michael: Einstellungen und Werthaltungen zu homosexuellen Männern in Ost- und Westdeutschland. Vorläufiger Projektbericht zu einer vom BMFT geförderten empirischen Erhebung. Berlin 1994

Giddens, Anthony: Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft. In: Beck, Ulrich / Giddens, Anthony / Lash, Scott: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt/Main 1996, S. 113–194

Glück, Gisela / Scholten, Anton / Strötges, Gisela: Heiße Eisen in der Sexualerziehung. Wo sie stecken und wie man sie anfaßt. Weinheim 1990

Goffman, Erving: Stigma. Frankfurt/Main 1967

Hänsch, Ulrike: Zwischen „Anything Goes" und heterosexueller Normierung. In: Hark, Sabine (Hrsg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 134–154

Hark, Sabine: Neue Chancen – alte Zwänge? Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung. Zur sozialen und psychischen Situation lesbischer Mädchen und schwuler Jungen in Nordrhein-Westfalen. Expertise zum Siebten Kinder- und Jugendbericht der Landresregierung NRW. Hrsg. vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes NRW, Düsseldorf 2000

Hartmann, Jutta: Mit geschärftem Blick dagegen: Heterosexismus in Schule und Schulforschung. In: Pädagogischer Kongreß: Lebensformen und Sexualität. Was heißt hier normal? Lesbisch – schwul – heterosexuell. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation des Referats für gleichgeschlechtliche Lebensweisen Nr. 8, Berlin 1993, S. 35–51

Kersten, Anne: In jeder Klasse. Lesbische und schwule Jugendliche in der Schule – Eine Studie aus den Niederlanden. Hrsg. von GEW Berlin/KomBi Berlin 1996

Klein, Sabine / Schütz, Sigrid: freundinnen. eine studie zur lebenssituation lesbischer mädchen. Hrsg. vom Jugendnetzwerk Lambda NRW e.V. Köln 1996

Popitz, Heinrich: Phänomene der Macht. Autorität – Herrschaft – Gewalt – Technik. Tübingen 1986

Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin, Fachbereich Gleichgeschlechtliche Lebensweisen: Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin. Berlin 1999

Simon, William: Die Postmodernisierung der Sexualität. In: Zeitschrift für Sexualforschung 3, 1990, 2, S. 99–114